

ließen. Nur allzu sehr war dem Direktor bewusst, dass die fehlende Arbeitskraft kranker Kumpel mehr kostete als das bisschen Kohle, das gestohlen wurde, um es zu Hause halbwegs warm zu haben.

Und als hätte dieses ernüchternde Szenario kranker Kinder und erschöpfter Frauen Annemarie auf die Sprünge geholfen, wusste sie plötzlich, dass ihre Berufung hier nicht nur darin lag, ihrem verwitweten Vater den Haushalt zu führen.

In dieses neue Gedankenkonstrukt versunken, sah sie, wie der Einspanner ihres Vaters die Straße zum Bahnhof hinabgespracht kam.

Schon von Weitem erkannte sie, dass der einst so stattliche Leopold Polgar zu einem Schatten seiner selbst geworden war. Sein verhärmted Gesicht hielt er unter einem grauen, dichten Kaiser-Franz-Joseph-Bart versteckt; genauso, wie seine traurigen Augen unter einer Brille ähnlich der, die der alte Lubo trug, kaum zu erkennen waren.

Annemarie konnte sich noch gut erinnern, welche eine glückliche Ehe ihre Eltern geführt hatten. Als Agneza Polgar an den Folgen einer Blutvergiftung starb, wurde mit seiner Frau auch das Herz des Grubendirektors zu Grabe getragen.

Damals hatte Annemarie als Medizinstudentin vor ihrem ersten Rigorosem gestanden. Sie war drauf und dran gewesen, das Studium hinzuwerfen, um ihrem völlig verzweifelten Vater beizustehen. Diese Rechnung hatten die Polgars aber ohne die Wetti-Tant gemacht. Der Einsatz und die Hoffnung, die sie in ihre Nichte investiert hatte, durften nicht einfach hingeschmissen werden. Als staatlich geprüfte Ärztin sollte Annemarie in eine reine Männerdomäne eindringen. Sie sollte eine der ersten Frauen sein, die diese fest zementierte Struktur an Überheblichkeit, Ignoranz und Frauenfeindlichkeit aufbrach. Es war einfach an der Zeit, dem patriarchalisch geführten Kaiserreich einen weiteren Schuss vor den Bug zu setzen.

In ihrem Automobil, das die Wetti-Tant natürlich selbst und dazu noch in einem dieser skandalösen Hosenröcke chauffierte, war die Geschäftsfrau mit wehenden Fahnen nach Zwuggespracht. Zurückhaltung hatte noch nie zu den Stärken von »Madame Legrande« gehört. Ohne Begrüßung, aber dafür wie ein Berserker war sie über ihren älteren Bruder hergefallen und hatte dem ohnehin schwer angeschlagenen Witwer die Leviten gelesen.

Nachdem sie dem in Selbstmitleid badenden Polgar klargemacht hatte, dass seine Tochter ihre vielversprechende Zukunft nicht für ihn aufgeben durfte, bat er Annemarie, ihre Studien in Wien wieder aufzunehmen. Aber mit jedem Jahr, in dem Annemarie in den Ferien nach Hause gekommen war, hatte ihr Vater mehr an Gewicht verloren und sich noch tiefer in seine Arbeit vergraben, als es vorher schon der Fall gewesen war. Ihm fehlte seine Agneza einfach so sehr.

Nun stieg er mit einem glücklichen, aber auch wehmütigen Lächeln vorsichtig wie ein Greis von seinem Wagen und schloss die Tochter erleichtert in die Arme.

»Annamirl, es tut mir so leid, dass ich mich verspätet habe«, entschuldigte er sich. »Der Herr Graf wollte unbedingt noch die Auflistung der abgebauten Kohle für den letzten Monat durchgehen und die Gewinnspanne daraus ermittelt haben.«

»Das macht doch nichts, Herr Vater.« Annemarie lächelte ihn voller Zuneigung an. »Geht es Ihnen denn gut?«

»Wenn ich meine schöne Tochter bei mir habe, geht es mir doch immer gut.« Er half ihr in den Wagen.

»Jetzt gehe ich nicht mehr fort und bleibe bei Ihnen.« Sie nickte ihm zuversichtlich zu.

»Da wird die Wetti aber keine Freude haben, wenn du nicht mehr bei ihr lebst«, sagte er, während er den Einspanner mitten auf der Straße wendete.

»Sie wissen doch, wie impulsiv und unberechenbar Ihre Schwester ist.« Annemarie zwinkerte ihm verschlagen zu. »Jetzt, wo sie sich nach ihrem kleinen Ford Roadster diesen rasend schnellen Sportwagen eines gewissen Daimler aus Deutschland zugelegt hat, prescht sie mit fast hundert Stundenkilometern über die Landstraßen. Ich bin überzeugt, dass uns Ihre liebe Schwester nun häufiger besuchen wird.«

»Wenn sie weiterhin wie eine Verrückte fährt, wird sie bald einen Baum um den Hals nehmen«, sagte Polgar mit sorgenvoller Stirn.

»Nicht die Wetti-Tant«, erwiderte Annemarie zuversichtlich. »Sie wissen doch, dass es sich unsere Madame Legrande zur Lebensphilosophie gemacht hat, mindestens so gut wie ein Mann zu sein. Mit ihrem Auto zu verunglücken, passt einfach nicht in ihre Lebensphilosophie. Wenn sie stirbt, dann muss ihr Abgang wesentlich dramatischer sein, wie zum Beispiel ein Duell oder ein Absturz aus der Eiger-Nordwand, wo sie für immer in einer Gletscherspalte begraben und ein Mysterium bleiben wird.«

Verwundert schüttelte Polgar den Kopf. »Ich habe einfach keine Ahnung, woher dieses schwächliche Weibsbild den Eigensinn nimmt, sich über alle Konventionen hinwegzusetzen.« Er blickte seine Tochter, die seinen Arm ganz eng an sich gedrückt hielt, voller Stolz an. »Nun ja, wenn ich auch keine Ahnung habe, wer von unseren Vorfahren der Wetti dieses Temperament vererbt hat, so weiß ich aber ganz sicher, an wen sie es weitergegeben hat.«

Kapitel 3

In der schönen, behaglichen Wohnung der Polgars hatte sich in den Jahren nach dem Tod der Mutter nichts verändert. Fast schien es so, als ob Agneza noch leben würde und jeden Moment mit ausgebreiteten Armen und einem warmen Lächeln auf den Lippen aus dem Salon auf ihre Tochter zukommen würde. Statt der Mutter kam ihr nun die wohlbeleibte Haushälterin mit ihrer schneeweißen und wie immer gestärkten Leinenschürze entgegengelaufen. Mit Tränen der Freude in den Augen drückte Dorota das junge Fräulein an sich.

»Jeschusch-Maria, mecht ich bittaschen sogen, wie groß und schen unsere klane Annamirl geworden ist«, sagte die Haushälterin mit tränenerstickter Stimme und küsste die Tochter des Grubendirektors mit zwei lauten Schmatzern auf die Wangen. »Allerhechstes Glick von die Frau Direkta-Ingener ist gegongen in Erfüllung, dass ihre Tochter jetzt eine richtige Frau Dokta ist. Schod, dass die Frau Direkta-Ingener nix mehr erleben hot dirfen.«

»Ach, Dorota, ich bin doch nur eine Ärztin, die ihr Wissen aus Büchern hat. Aber die Frau Mutter war eine gottbegnadete Heilerin, die keine Bücher brauchte, um zu wissen, wie sie Kranke wieder gesund machen konnte.«

Seufzend blickte die keine, mollige Haushälterin zu Annemarie hoch und sagte von großer Traurigkeit erfüllt: »Gott hob sie selig. Jetzt sollte das junge Freilein mit die Herr Direkta-Ingener in die Speisezimmer gehen. Dort worten schon die behmischen Knedel und das Szegediner Gulasch auf mei scheene Prinzessin.«

»Danke, Dorota«, sagte Annemarie. Das böhmische Deutsch der Haushälterin hatte ihr gefehlt. »Gibt es auch ein gutes Pilsner oder Budweiser?«, fragte sie verwegen.

Dorota lächelte konspirativ. »In der Frie hob ich schon geschickt den Jiri noch Pilsen in die Brauerei, um zu holen kleines Foss Bier für gnädiges Freilein. Hob das Bier grad aus dem Eiskeller geholt und ist noch gonz kolt.«

»Wunderbar.« Annemarie klatschte erfreut in die Hände. Die Wetti-Tant hatte nie erlaubt, dass sie Bier trank. Dem Vater war es mittlerweile egal, weil er sich an solchen Banalitäten einfach nicht mehr stoßen wollte.

Wie so oft schlug sich Annemarie auch dieses Mal mit Dorotas wunderbarem Essen den Bauch voll und spülte es mit einem köstlichen Pilsner hinunter. Den krönenden Abschluss bildeten natürlich die Powidl-Tatschkerln, die die Heimkehrerin aber fast nicht mehr hinunterbrachte.

»Dass ich es nicht vergesse«, sagte der alte Polgar, der wie üblich genauso wenig aß, wie er redete. »Du bist morgen um fünfzehn Uhr zum Tee ins Schloss eingeladen.«

Sofort ließ Annemarie das Besteck auf den Teller sinken und blickte ihren Vater entsetzt an.

»Wieso werde ich zum Tee eingeladen? Das ist noch nie der Fall gewesen. Sie wissen doch genau, dass mich die Gräfin so gut leiden kann wie der Teufel das Weihwasser.«

»Es war auch nicht die Gräfin, die dich eingeladen hat, sondern Seine Erlaucht«, stellte Polgar richtig. »Als ich dem Grafen heute sagte, dass ich dich vom Bahnhof abholen muss, hat er dich ganz spontan zum Nachmittagstee eingeladen.«

»Und wieso sind Sie nicht eingeladen?«

»Kind, du bist jetzt eine Frau Doktor und die Stufenleiter der Gesellschaft hochgestiegen. Außerdem kommst du gerade aus Wien. Die Herrschaft ist nicht nur auf dich neugierig, sie will auch über den neuesten Klatsch in der Hofburg in Kenntnis gesetzt werden.«

Sofort musste Annemarie an die Geschichten der Wetti-Tant denken, die über die gräfliche Familie besser Bescheid zu wissen schien als die Kronsteins selbst. Demnach war Graf Ferdinand von Kronstein weit umgänglicher als seine griesgrämige Frau Eleonore, der man einfach nichts recht machen konnte. Die Gräfin entstammte einer reichen Baronie und hatte das Schloss, das Gut und das Bergwerk mit in die Ehe gebracht. Dieses beträchtliche Vermögen dürfte auch der Grund gewesen sein, wieso der attraktive, aber verarmte Graf Ferdinand aus altem, bis in die ersten Kreuzzüge zurückreichenden Adelsgeschlecht die nicht besonders attraktive und leider auch zänkische Baroness geheiratet hatte. Mit Eleonores enormer Mitgift war der Graf in der Lage gewesen, der desolaten Burg Hohentann, dem Stammsitz der Kronsteins, den Rücken zu kehren und auf Schloss Vlimsky das angemessene Leben eines ehrwürdigen, gut situierten Landgrafen zu führen.

Nachdem Seine Durchlaucht seine Pflicht, männliche Erben zu zeugen, erledigt hatte, widmete sich Graf Ferdinand – wie so viele andere adelige Männer, die durch eine lieblose Vernunftsehe an ihre Ehefrauen gekettet waren – wieder seinen Affären, die sich oft unter den »Hupfdohlen« des Hofopernballetts abspielten. Im Kreise der hübschen, zierlichen Balletteusen war der schneidige Ferdl ein großzügiger und somit auch gerne gesehener Gast. Der verbitterten Gräfin, die das Doppelte dieser Mädchen wog, blieb nichts anderes übrig, als vor der durchaus üblichen Tatsache eines fremdgehenden Ehemanns die Augen zu verschließen. Zumeist blieb Eleonore auf dem Landgut, während ihr Mann einen Großteil des Jahres im Wiener Stadtpalais der Kronsteins logierte und ein flottes Leben in den Theatern, der Oper oder bei glanzvollen Bällen führte.

Nur zur Sommerfrische und natürlich auch während der Jagdzeit, zu der meist honorige Persönlichkeiten eingeladen wurden, kehrte er auf das Gut zurück. Diese Gesellschaften waren für die unter krankhaften Standesdünkeln leidende Eleonore die gesellschaftlichen Höhepunkte in ihrem ansonsten leeren Terminkalender. Durch diese Festivitäten fühlte sie ihre Persönlichkeit aufgewertet – was sie für kurze Zeit freundlicher stimmte.

Dieser Minderwertigkeitskomplex war zweifelsohne auch auf die ermordete Kaiserin Elisabeth zurückzuführen, zu deren Hofdamen Eleonore für kurze Zeit gezählt hatte. Der niedrige Adel von Eleonores Familie war Sissis Ansprüchen nicht gerecht geworden, ebenso wenig hatte Eleonores pummeliges Aussehen mit dem nicht geraden hübschen Gesicht den Vorstellungen der Kaiserin entsprochen. Nachdem die Monarchin sie vor den Hofdamen einige Male bloßgestellt hatte, enthob sie Eleonore schließlich ihres Amtes und verbannte sie aus der Hofburg und aus Schönbrunn und überhaupt aus ihrem Gesichtsfeld.

Selbst nach so vielen Jahren war diese entwürdigende Behandlung eine nie verheilte Wunde auf Eleonores geschundener Seele. Dieser Umstand führte zu einer beinahe ständigen Übellaunigkeit, die bestimmt auch dazu beigetragen hatte, ihren Gemahl in die Flucht zu schlagen.

Schon von Kindesbeinen an war sich Annemarie der Abneigung der Gräfin gewiss gewesen. Dieses Problem hatte sie aber nicht persönlich genommen. Eleonore mochte niemanden, außer ihre beiden gut geratenen Söhne.

Bei dem Gedanken an diese hellte sich Annemaries Gesicht auf, und so nebenbei wie möglich fragte sie: »Wird auch ... Max zum Tee kommen?«

»Ich weiß nicht, ob er schon zurück ist«, erwiderte Polgar mit einem Anflug des Bedauerns.

»Wo ist er denn?«

»Der junge Graf hat letzten Monat geheiratet und ist vielleicht noch auf Hochzeitsreise.«

»Was! Er hat ... geheiratet?«, entfuhr es Annemarie. »Wen hat er denn zur Frau genommen?«

»Seine Gemahlin stammt aus Südtirol. Baronesse Cäcilia von Bernadotti. Im letzten Winter hat er sie am Ball zu Hofe in der Hofburg kennen- und lieben gelernt.«

»Oh«, sagte Annemarie. Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen.

Mitfühlend drückte der alte Polgar die plötzlich kalte Hand seiner Tochter.

»Kind, dir muss doch klar gewesen sein, dass eure Zuneigung füreinander niemals eine Zukunft gehabt hätte. Max ist der Erbe und zukünftige Graf von Kronstein, und du bist eine Bürgerliche aus einfachen Verhältnissen.«

»Und wieso sollte das nicht möglich sein?«, beehrte sie auf. »Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Und wenn sich zwei Menschen wirklich lieben, dann ist dieses Dogma ohne Bedeutung.«

Müde schüttelte der Direktor den Kopf und legte nun ebenfalls sein Besteck auf den kleinen Teller zurück.

»Sei doch nicht so verbohrte«, mahnte er. »Wenn sich die Welt auch weiterentwickelt, so endet dieser Fortschritt doch an den Schranken der Aristokratie. Unter allen Umständen will der Adel seine Traditionen und die damit verbundenen Sonderrechte und Vorteile aufrechterhalten. Max musste eine Adelige heiraten, die ihm Erben schenkt, damit die blaublütige Linie erhalten bleibt.«

»Er kann mich doch nicht einfach vergessen haben.« Annemarie hörte ihrem Vater kaum noch zu.